

dtv

Patrick ist zehn, als er seinen Vater verliert, weil die Mutter ihm auf einer Landstraße plötzlich energisch ins Lenkrad gegriffen hatte. Sie hatte ihr Idol Albert Einstein mitten auf der Straße stehen sehen. Der Wagen prallt gegen einen Baum, der Vater stirbt, die Mutter wird in die Psychiatrie eingeliefert.

Dem Heranwachsenden gelingt es, seine Mutter ebenso aus seinem Leben auszublenden wie Einstein. Doch eines Tages stößt er bei seiner Nachbarin Susi auf jenes Poster, das den Physiker mit herausgestreckter Zunge zeigt. Er rastet aus. Kurz darauf steht Susis Freund David vor der Tür und fordert lautstark Schadenersatz für das Poster. Die Portion Spaghetti Bolognese, die Patrick ihm anbietet, markiert den Beginn einer außergewöhnlichen Freundschaft. Über David lernt Patrick Barbara kennen, die erste Frau, für die er etwas empfindet. Barbara arbeitet jedoch in der nahe gelegenen psychiatrischen Einrichtung Bethel, in der Patricks Mutter lebt. Abscheu und Faszination, Widerwillen und Sehnsucht bestimmen nun Patricks Leben, und alles wird anders ...

*Que Du Luu*, geboren 1973 in Cholon/Vietnam, chinesischer Abstammung, lebt seit 1976 in Deutschland. Sie studierte Germanistik und Philosophie und veröffentlichte bislang Erzählungen in verschiedenen Anthologien. ›Total-schaden‹ ist ihr erster Roman. 2007 erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis.

Que Du Luu

Totalschaden

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe  
Oktober 2008  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 2006 Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer  
Umschlagbilder: plainpicture/Pfenning, M.  
und mauritius images (Einstein)  
Druck & Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13696-9

Je länger man vor der Tür zögert,  
desto fremder wird man.

Franz Kafka, *Heimkehr*



Meine Mutter war schon immer komisch gewesen, aber niemand hatte mir geglaubt, selbst Vater nicht. Dabei kannte ich sie am allerbesten. Schließlich war ich derjenige, der den ganzen Tag mit ihr verbringen musste, und kein Mensch kann sich ständig zusammenreißen. Am wenigsten konnte das meine Mutter.

Das letzte Mal sah ich sie an meinem zehnten Geburtstag. Sie fuhr abends mit Vater in die Stadt, um mir noch schnell ein Auto mit Fernsteuerung zu kaufen.

Später erfuhr ich, dass sie Vater ins Lenkrad gegriffen hatte. Die Straße verlief an dieser Stelle in einem Bogen nach rechts, das Auto war jedoch einer unsichtbaren Linkskurve gefolgt und gegen einen Baum geprallt. Die Fahrerseite war völlig eingedrückt. Ich weiß nicht, ob Vater auf der Stelle tot war oder auf dem Weg ins Krankenhaus starb. Das war auch nicht wichtig. Tot war tot.

Meine Mutter hatte nur Nackenschmerzen. Im Rettungswagen schrie sie, Einstein hätte auf der Straße gestanden und deswegen hätte sie ins Lenkrad greifen müssen. Nachdem sie auf alle möglichen Verletzungen untersucht worden war, brachte man sie nach Bethel in die geschlossene Anstalt. Irgendwann wurde sie schließlich in den offenen Bereich verlegt.

Mehr weiß ich nicht.

Ich kannte den Namen »Bethel«. Alle Kinder kannten ihn. Bethel ist ein Stadtteil von Bielefeld und es gibt viele Irrenhäuser dort. Wenn wir uns stritten und uns die Schimpf-

wörter ausgingen, sagten wir mit leiser, aber fieser Stimme: »Du musst bestimmt bald nach Bethel!«

Der dicke Peter erzählte, es gäbe dort Menschen, die Helme tragen würden. Diese Helmträger kippten einfach so aus den Latschen, lägen dann auf dem Boden und zappelten. Sie hießen »Epilierer«.

Als meine Mutter eines Tages vom Einkaufen zurückkam und ich auf einem Karton genau dieses Wort las, schrie ich: »Wieso brauchst du das? Bist du auch ein Epilierer?«

Sie wusste nicht, was ich meinte, und erklärte mir, sie rasiere sich damit, aber ich glaubte ihr kein Wort. Der Rasierer von meinem Vater sah ganz anders aus und ich hatte auch noch nie Frauen mit Bärten gesehen. Ich fragte nicht weiter. Sonst hätte sie mir wieder vorgeworfen, ich sei dumm, weil ich sie nicht verstand.

Seit ich von dem Epilierer meiner Mutter wusste, beobachtete ich sie genauer. Wenn sie nicht zu Hause war, durchsuchte ich ihre Schränke. Vielleicht hatte sie sich auch heimlich einen Helm zugelegt?

Ich wartete auf ihr Hinfallen, auf ihr Zappeln. Aber sie fiel nicht. Sie beschwerte sich bei mir, dass Vater tagsüber nicht da war. Aber wenn sie abends mit Vater redete, schien sie sich zusammenzureißen.

Als ich sie einmal wegen eines Klassenausflugs ansprach, sagte sie, Einstein mache auch keine Ausflüge. Ich wusste nicht, wer dieser Einstein war, aber es war nicht ungewöhnlich, dass ich nichts von dem verstand, was sie sagte. Es war vor allem ihr Ton, der mir merkwürdig erschien.

Dann kam sie immer wieder auf diesen Einstein zu sprechen. Als sie sich wieder einmal über Vaters Abwesen-



heit beschwerte, warf ich ein, dass er doch arbeiten müsse.

Sie rief aufgebracht: »Arbeit? Ist Autoreparieren etwa eine Arbeit? Einstein hat wirklich gearbeitet! Er ist der Klügste! Er hat die Relativitätstheorie erfunden!«

Ich begriff so gut wie nichts, wollte aber nicht schon wieder meine dummen Fragen stellen.

Abends, als meine Mutter sich wieder einmal früh ins Bett gelegt hatte, saß ich noch mit Vater zusammen.

»Ist Einstein wirklich so klug?«

»Ja.«

Ich war beruhigt. Es hatte also doch alles Sinn und Verstand, was meine Mutter sagte. Ich war nur zu dumm, um es zu verstehen.

Meine Mutter redete mit mir wie mit einem Erwachsenen. Einmal sagte sie, sie würde sich so »ambivalent« fühlen. Ich fragte sie, was das bedeute, und sie antwortete, es sei, wie wenn man gleichzeitig nach rechts und links laufen wolle. Gleichzeitig nach rechts und nach links? Ich fragte: »Wieso? Du kannst doch auch zuerst nach rechts und dann nach links laufen.«

Aber sie sagte nur entmutigt: »Du bist dumm wie andere Kinder.«

Ich heulte nicht, wenn sie mir das sagte. Diesen Satz hörte ich ständig, und wenn man sich an etwas gewöhnt hat, gehört es einfach dazu.

Abends fragte ich Vater, was das Wort bedeute, und er sagte: »Stell dir vor, du bist müde und willst schlafen. Aber du willst dir auch einen spannenden Western anschauen, der gerade im Fernsehen ...«

Ich rief dazwischen: »Beides geht nicht!«

»Genau. Dieses Gefühl nennt man ›ambivalent‹.«

»Wieso sagt man dann nicht, dass man beides will? Wieso so ein komisches Wort?«

Vater konnte ich alles fragen. Er schimpfte nie über meine dummen Fragen.

»Du bist ein kluges Kind und brauchst keine komischen Wörter. Dumme Menschen benutzen solche Wörter, weil sie denken, dass andere sie dann für klug halten.«

»Ist Mutter dumm?«

»Nein, natürlich nicht.«

Meine Mutter schlief viel. Mittags legte sie sich für eine Stunde hin. Die Stunde wurde immer länger. Es schien nicht zu helfen, sie wirkte trotzdem immer müde. Während sie schlief, durfte ich mich nicht rühren. Wenn ich durch den Flur in die Küche ging und die Tür leise schloss, wachte sie schon auf. Sie wachte auf, wenn ich die Badezimmertür zumachte, die Wohnzimmertür hinter mir zuzog, meine Zimmertür öffnete. Und jedes Mal schrie sie dann aus ihrem Zimmer: »Kinder müssen immer laut sein!«

Ich versuchte im Zimmer zu bleiben und ließ die Badezimmertür auf, wenn ich auf dem Klo saß. Aber wenn ich dann die Spülung zog, schrie sie wieder mit ihrer entmutigten Stimme: »Kinder!«

Mir kam es so vor, als wäre der ganze Tag nur ein ständiges Aufwachen für sie.

Ich lebte nach dem Unfall bei den Willmers, der jüngeren Schwester meiner Mutter, ihrem Mann und den zwei Kindern. Sie wohnten auch in Bielefeld, aber ich hatte sie zu-

vor nie gesehen. Meine Mutter hasste ihre Schwester. Ob ihre Schwester sie auch hasste, wusste ich nicht. Sie war die einzige Verwandte meiner Mutter.

Die Willmers bekamen Geld von der Unfallversicherung. Die Versicherung hatte sich zuerst vor einer Auszahlung gedrückt, weil sie behauptete, es sei gar kein richtiger Unfall gewesen. In ihren tausend Klauseln waren Unfälle durch Alkohol oder Straßenrennen von der Zahlung ausgenommen. Es gab aber keine Ausnahmeklausel für verrückte Beifahrer, die ins Lenkrad griffen, um Einstein zu retten. Die Versicherung musste zahlen.

Die Schwester meiner Mutter hieß Anne und meine Mitschüler hatten ihren Spaß daran, »Patrick hat eine Amme und die heißt Anne!« zu rufen. Dabei wusste ich damals noch gar nicht, was eine Amme war.

Die Schwester meiner Mutter hatte hellere Haare als meine Mutter. Aber im Gesicht und von der Figur her sah sie ihr ähnlich.

Das Haus der Willmers war sehr klein, deswegen bekam ich ein Zimmer unterm Dach. Die Bodentreppe war so steil wie eine Wand. Ich kam zwar ohne Probleme hoch, aber wenn ich oben war und in die Tiefe schaute, traute ich mich nicht mehr hinunter. Die Schwester meiner Mutter sagte: »Stell dich nicht so an. Daran gewöhnst du dich schon.«

Die Schwester meiner Mutter konnte auch lachen und herumalbern und sie wusste, wie Kinder so sind. Sie redete so mit mir, dass ich sie auch verstand. Aber manchmal erinnerte sie mich doch an meine Mutter.

Auch sie hatte einen leichten Schlaf. Sie hielt zwar keinen Mittagsschlaf, aber wenn ich nachts durch das Haus ging, musste ich alle Türen in Zeitlupe schließen. Trotzdem hörte

ich manchmal, wie das massive Holz des Ehebettes knarrte, als sei sie gerade wach geworden und hätte sich mürrisch auf die andere Seite gedreht. Dann fühlte ich mich wie im dunklen Flur meiner Eltern und wartete auf das Rufen einer entmutigten Stimme.

Einmal im Jahr ging sie meine Mutter besuchen. Jedes Mal im April, am Geburtstag meiner Mutter. Sie sagte: »Ich geh zu deiner Mutter, soll ich ihr etwas ausrichten«, aber da gab es nichts auszurichten. Hinterher erzählte sie mir nie, wie ihr Besuch verlaufen war, denn ich wollte es nicht hören.

Manchmal kam die Schwester meiner Mutter auch rauf und sagte, dass ein Betreuer vom Sonnenhof am Telefon sei und dass meine Mutter mit mir sprechen wolle. Aber ich sagte immer, dass *ich* nicht wolle. Diese Anrufe kamen immer zu Weihnachten, Ostern und an meinem Geburtstag.

Ich hatte mich nie mit den Willmers gestritten; ich war immer freundlich zu ihnen. Aber nur zu Fremden ist man immer freundlich. Man muss miteinander vertraut sein, um sich richtig zu streiten. Mit meinem Freund Tomate hatte ich mich oft gestritten.

Seinen Spitznamen hatte er Hänseleien wegen seiner Hornbrille zu verdanken: »Thorsten hat Tomaten auf den Augen! Thorsten mit Tomaten!«

Ich sprach ihn irgendwann auch mal mit »Tomate« an. Als er mich eingeschnappt anschaute, sagte ich, das sei ein Lob, schließlich würde ich für mein Leben gern Ketschup essen. Seitdem durfte ich ihn so nennen. Tomate war Außenseiter wegen seiner schlechten Augen. Ich hingegen hatte keine Besonderheiten. Ich war weder dick noch

brauchte ich eine Brille. Trotzdem gehörte ich in die Kategorie »Tomate«.

Tomate und ich wurden dicke Freunde, denn das Elend liebt Gesellschaft.

Ich hatte Zivildienst im Krankenhaus gemacht, weil im Wohnheim des Städtischen Krankenhauses noch Appartements frei gewesen waren. So konnte ich gleich nach der Schulzeit aus dem Haus der Willmers ausziehen. Auch während des Studiums durfte ich weiterhin dort wohnen, weil ich einmal in der Woche im Sterilisationslager jobbte.

Als ich endlich meine eigene Wohnung hatte, ging ich lange Zeit nicht nach draußen, außer zum Einkaufen. Ich war froh über meine gewonnene Freiheit. Es konnte niemand plötzlich in mein Zimmer kommen. Ich musste nicht immer freundlich sein. Ich konnte nachts duschen, musste nicht auf Zehenspitzen ins Bad schleichen und die Türen in Zeitlupe schließen. Ich musste nicht reden, wenn ich nicht wollte, und wenn ich reden wollte, griff ich zum Telefon und rief Tomate an.

Irgendwann klopfte es an meiner Tür. Es war eine von den Schwesternschülerinnen. Sie wohnte einige Zimmer weiter und fragte nach meinem Staubsauger.

»Klar«, sagte ich.

Ihre zwei seitlich geflochtenen Zöpfe ließen sie wie ein Kind aussehen. Deshalb trug ich ihr den Staubsauger ins Zimmer. Sie schloss fröhlich die Tür auf und ließ mich hinein. Das ist ein guter Tag, dachte ich und schaute in ein freundliches Zimmer. Dann sah ich das große Poster über

ihrem Bett. Ich hatte das Gefühl, in in ein verdorbenes Fischbrötchen zu beißen. Instinktiv spuckte ich aus und die Schwesternschülerin verlor auf einmal ihre Gretel-Unschuld, verwandelte sich in eine Hexe und schrie mich an, ich sei ein Schwein. Sie schrie, ich solle meine Spucke von ihrem Teppich wischen. Sie schrie immer weiter. Den Rest habe ich nicht mehr verstanden. Albert Einstein streckte mir seine Zunge entgegen.

Ich stieg aufs Bett, riss das verdammte Poster herunter und knüllte es zusammen. Dann sprang ich vom Bett, öffnete das Fenster, schmiss die verdammte Papierkugel raus und schloss das Fenster wieder.

Die Hexe schrie die ganze Zeit den gleichen Satz: »Du spinnst!«

Und ich dachte, ja, du hast Recht, aber schrei doch endlich mal was anderes. Ich fragte: »Soll ich den Staubsauger hier lassen?«

Aber sie schrie nur wieder: »Du spinnst!«, also nahm ich ihn wieder mit.

Zurück im Zimmer griff ich zum Telefonhörer und wählte Tomates Nummer.

Tomate war wegen seiner Augen ausgemustert worden und durfte schon ein Jahr vor mir mit dem Studium anfangen. Deswegen war er schon fertig und hatte jetzt eine Referendarstelle in Frankfurt bekommen. Die Anwaltskanzlei war ziemlich bekannt. Ich wollte nicht Rechtsanwalt werden. Ich studierte Jura nur, weil mir nichts Besseres eingefallen war.

Ein gleichmäßiges Tüten. Es meldete sich keiner. Auch sein Anrufbeantworter lief nicht. Aber was wollte ich auch mit ihm besprechen? Früher hatten wir nur über arrogante

Mitschüler gesprochen. Als wir älter wurden, redeten wir über Filme. Jetzt waren wir noch älter und er redete nur noch über Jura. Das war noch belangloser als über eingebil­dete Mitschüler her­zuziehen. Ich konnte Tomate nicht erzählen, dass ich ein fremdes Poster zerknüllt hatte, nur weil meine Mutter vor einer Ewigkeit Einstein auf der Straße gesehen hatte. Ich legte wieder auf und sah auf die Uhr. Es war erst sieben, die Geschäfte hatten noch auf.

Ich fuhr mit der Straßenbahn in die Stadt, streifte durch die Kaufhäuser ohne zu wissen, was ich überhaupt wollte. Bei Karstadt stellte ich mich vor die Wühltische und schau­felte Bücher von unten nach oben, obwohl ich gar kein Buch wollte. Es sah so aus, als wüsste ich, wonach ich suchte, und während ich so wühlte, kam ich mir auch so vor: ein Suchender, der weiß, wonach er sucht.

Ich bemerkte eine ältere Frau, die mir wohl schon länger zuschaute.

»Gibt es noch Rosamunde-Pilcher-Bücher da unten?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht, ich schau mal.«

Ich wühlte weiter. Aber ich fand keine.

»Was suchen Sie denn?«, fragte sie mich.

»Stephen King.« Es fiel mir kein besserer Autor ein.

»Oh!«, rief sie aus, griff in eine Ecke des Wühltisches und hielt mir stolz zwei King-Bücher entgegen: *Sie* und *Friedhof der Kuscheltiere*. Ich nahm die Bücher entgegen, sagte brav: »Danke« und ging damit zur Kasse. Als ich bezahlte, kam die Schwester meiner Mutter mit zwei Plastiktüten aus der Parfüm-Abteilung.

»Hallo Patrick, seit wann liest du Bücher?«

»Seit längerem.«

Die Schwester meiner Mutter sah müde aus. Ich wusste nichts zu sagen.

»Ich wollte schon immer mal zum Kaffee kommen«, sagte ich.

Das Kaufhaus leerte sich, die Ladenschlusszeit rückte näher. »Das wär schön, Patrick. Aber ich lege mich jetzt nachmittags immer ein Stündchen hin. Komm doch mal lieber zum Abendessen.«

Ihre Stimme klang entmutigt und ich musste an den dunklen Flur bei meinen Eltern denken. An den Epilierer meiner Mutter. Anne war die Schwester meiner Mutter und das würde sich nie ändern. Die Ähnlichkeit nahm sogar zu.

»Ich muss noch was kaufen, bevor sie zumachen«, sagte ich. »Ich ruf mal an.«

Sie rief mir nur ein »Bis bald!« hinterher, denn ich stand schon auf der Rolltreppe nach oben, obwohl die Stimme vom Band sagte, dass man sich jetzt zu den Ausgängen begeben solle. Dann wünschte die monotone Stimme allen Kunden noch einen schönen Abend.

Ich stand in der Kochecke meines Appartements und kochte so viel Spaghetti wie für eine sechsköpfige Familie. Die Bolognese-Soße war schon fertig und musste nur noch warm gehalten werden, bis die Spaghetti al dente waren. Der geraspelte Käse lag in einem Riesenhaufen auf einem Teller, er hätte für vier Bleche Pizza gereicht.

Manchmal fühlt man sich gut, wenn der Magen überfüllt ist und das ganze Blut dorthin läuft anstatt in den Kopf. Es klopfte fordernd an meiner Tür.



Ich öffnete und vor mir stand ein Typ, der mich fast um einen Kopf überragte. Dabei war ich recht groß.

Der Typ hatte mittellange Haare, sein Kopf war klein. Er sah mich an wie ein aggressiver Dackel. Ich hatte keine Ahnung, was er wollte, also bat ich ihn auch nicht herein. Der Dackel war mir offensichtlich nicht freundlich gesinnt. Ich schaute ihn fragend an.

»Du hast meiner Freundin das Poster von der Wand gerissen und ihr auf den Teppich gespuckt!«, kläffte er.

Ach, das war es. Ich dachte kurz nach.

»Was kostet das Poster?«

»Acht Euro. Aber das ist nicht alles! Du bist auf ihr Bett gesprungen und hast ihr Angst eingejagt!«, schnauzte er weiter.

Ich dachte an die Hexe und ihr Geschrei. Ich hätte vor *ihr* Angst haben müssen. Der langbeinige Dackel war also ihr Freund und wollte Rache. Was tun? Er hatte gute Gründe, mir eine runterzuhauen. Ich hatte aber auch Gründe gehabt, das Poster abzureißen und auf den Teppich zu spucken.

»Was sollte das alles!«, herrschte er mich an.

»Ich hasse Einstein nun mal.«

Das Dackelgesicht sah mich erst ungläubig, dann unschlüssig an. Langsam zogen sich seine Lippen in die Breite und die Mundwinkel gingen nach oben. Der Typ schmunzelte und ich schmunzelte mit.

Mir fielen die Spaghetti ein. Sie mussten jetzt schon mehr als *al dente* sein.

»Ich muss schnell die Spaghetti aus dem Topf holen.«

Er kam rein und sah mir zu, wie ich die Nudeln in das Sieb schüttete.

»Für wen hast du denn alles gekocht?«, fragte er beim Anblick der Menge.

»Hast du Hunger?«, fragte ich zurück.

Er druckste ein wenig herum. Er war gekommen, um mir eine runterzuhauen, und jetzt sollte er mit mir am Tisch sitzen und Spaghetti essen?

»Meine Bolognese-Soße ist der Hit.«

Das überzeugte ihn, denn er hatte Hunger. Er hatte schon die ganze Zeit auf den geriebenen Parmesankäse gestiert.

»Wieso nicht«, sagte er geschlagen und ich drückte ihm sofort einen Teller in die Hand.

Ich lud uns jeweils einen großen Berg Nudeln auf die Teller, mit jeweils zwei Kellen Soße und einer dicken Schicht Parmesan. Es schien ihm zu schmecken, denn er verschlang die Nudeln wie der ausgehungerte Terence Hill die legendäre Bohnenpfanne in *Die rechte und die linke Hand des Teufels*.

»Noch einen Teller?«

Aber er druckste schon wieder herum wie ein Kind, das zu schüchtern ist, um sich bei fremden Leuten den Bauch voll zu schlagen.

»Was übrig bleibt, kommt sowieso weg«, behauptete ich.

Der Rest wäre am nächsten Tag wirklich weggekommen. Nicht weil er in den Mülleimer gewandert wäre, sondern in meinen Magen.

»Wär ja schade drum«, sagte er.

Also lud ich ihm noch einen Berg auf seinen Teller.

»Susie hat schon gegessen. Ich wollte mir grade eine Pizza bestellen«, rechtfertigte er seinen Appetit. »Ich hab noch nie so eine gute Bolognese-Soße gegessen.«

»Ich bin Patrick«, stellte ich mich vor.

»David«, sagte er.

Nach dem Essen kramte ich acht Euro heraus und legte sie ihm hin.

»Du kannst auch den Staubsauger gleich mitnehmen. Deine Freundin wollte doch saugen.«

»Du bist ja gar nicht so ein Spinner, wieso hast du das eigentlich gemacht?«

»Das ist eine lange Geschichte. Willst du einen Espresso?«

Er nickte. Ich stellte mir vor, wie seine Hexen-Freundin wieder herumschreien würde, wenn er anschließend mit meinem Staubsauger zurückkäme und ihr erklärte, dass er so lange geblieben war, nicht um mir die Leviten zu lesen, sondern um mit mir an einem Tisch zu sitzen und friedlich zu mampfen.

Er fragte: »Bist du nicht etwas zu alt für einen Zivi?«

»Ich war bis vor vier Jahren Zivi. Jetzt studiere ich Jura und darf immer noch hier wohnen, weil ich einmal in der Woche im Steri jobbe.«

Der schwarze Espresso lief aus den Düsen in die zwei kleinen Tassen hinein.

»Willst du Zucker oder Milch zum Espresso?«

»Beides«, sagte er.

Ich selbst nahm nur Milch dazu. Eigentlich trinkt man Espresso mit Zucker ohne Milch, aber so schmeckt es besser. Ich habe keinen Stil, aber Geschmack.

Im Kühlschrank fand ich noch zwei Becher Früchtequark als Nachtisch.

»Was machst *du* denn so?«, fragte ich ihn, mit dem Löffel im Quark rührend.

»Ich studiere auch. Aber nicht Jura, sondern Physik.«

Ich sah ihn an. Wieder das Gefühl von verdorbenem Fischbrötchen. Aber diesmal spuckte ich nicht aus. Er sah Einstein in keiner Weise ähnlich und streckte auch nicht die Zunge raus.

»Dann hast *du* ihr wohl das Poster geschenkt?«

»Nein, für so was bin ich zu alt.«

Er schaute sich in meinem Zimmer um und löffelte seinen Erdbeerquark, während er die Beine von sich streckte. Er fühlte sich anscheinend wohl und hatte offensichtlich nicht vor, so schnell wieder zu gehen.

»Und von mir will sie sich keine Fotos aufhängen. Wenn sie wütend ist, sagt sie manchmal, ich sähe aus wie eine Bulldogge.«

»Ich finde, du siehst eher aus wie ein ...«, ich hielt inne, »... deine Freundin ist komisch.«

»Ich mach mich dann mal auf. Susie wartet bestimmt schon.«

Er stand auf.

Ich zeigte auf die acht Euro.

»Die kannst du behalten«, sagte er abwehrend. »Eine Pizza hätte auch so viel gekostet.«

Den Staubsauger nahm er aber mit und versprach, ihn irgendwann wieder vor meiner Tür abzustellen.

Ich hatte seit einer Woche Grippe. Wenn ich schlief, träumte ich nur wirres Zeug: von knorrigen Bäumen, die mir hinterherrannten, und von kaputten Telefontasten.

Und wenn ich wach war, lag ich im Bett, starrte ins düstere Zimmer und konnte nicht aufhören zu denken. Ich wusste,